

Leseprobe

Melanie Rohner

# Farbbekenntnisse

Postkoloniale Perspektiven  
auf Max Frischs *Stiller* und *Homo faber*

POSTKOLONIALE STUDIEN IN DER GERMANISTIK  
BAND 8



Melanie Rohner

## **Farbbekenntnisse**

Postkoloniale Perspektiven  
auf Max Frischs „Stiller“  
und „Homo faber“

AISTHESIS VERLAG

AISTHESIS VERLAG

---

Bielefeld 2015

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© AISTHESIS VERLAG Bielefeld 2015

Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld

Umschlaggestaltung: Nina Stössinger

Satz: Germano Wallmann, [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)

Druck: docupoint GmbH, Magdeburg

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8498-1063-4

[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

# Inhaltsverzeichnis

<b>Einleitung</b> .....	7
1. Theoretische Ausrichtung .....	7
2. Fragegegenstand .....	13
3. Intertextualität .....	18
4. Überblick .....	25
<b>I. ‚Weiße‘ und ‚nicht-weiße‘ Männlichkeiten</b> .....	30
1. <i>Stiller</i> .....	30
1.1 White als Ideal männlicher ‚whiteness‘ .....	30
1.2.1 White und sein ‚Anderes‘, der „Mexican boy“ .....	51
1.2.2 „Rothaut und Bleichgesicht“. Cortés bei „Montezuma“ .....	65
2. <i>Homo faber</i> .....	76
2.1 Fabers ‚whiteness‘ .....	76
2.2 Fabers Verlust seiner ‚whiteness‘ .....	84
<b>II. ‚Weiße‘ und ‚nicht-weiße‘ Weiblichkeiten</b> .....	105
1. Weibliche ‚whiteness‘ .....	105
2. ‚Braune‘ Weiblichkeiten I: ‚blackness‘ .....	125
2.1 ‚Blackness‘ in <i>Stiller</i> .....	125
2.2 ‚Blackness‘ in <i>Homo faber</i> .....	146
3. ‚Braune‘ Weiblichkeiten II: Mütter .....	154
3.1 Mütterreich Mexiko .....	154
3.2 Hanna: „la Femme-Mère“ .....	177

<b>III.</b>	<b>Repliken Ingeborg Bachmanns auf <i>Stiller</i> und <i>Homo faber</i></b>	197
1.	<i>Stiller</i> und <i>Das dreißigste Jahr</i> .....	197
2.	<i>Homo faber</i> und <i>Das Buch Franza</i> .....	202
2.1	Parallelen zwischen <i>Homo faber</i> und dem <i>Buch Franza</i> .....	202
2.2	‚Whiteness‘ und ‚non-whiteness‘ im <i>Buch Franza</i> .....	207
	<b>Zusammenfassung</b> .....	222
	<b>Anhang</b> .....	228
	<b>Bibliographie</b> .....	228
	Max Frisch-Ausgaben .....	228
	Quellenliteratur .....	229
	Sekundärliteratur .....	234
	Filme .....	256
	<b>Register</b> .....	257
	<b>Nachwort</b> .....	260

# Einleitung

## 1. Theoretische Ausrichtung

Genau fünfzig Jahre vor dem Ereignis, das die jüngste Geschichte der USA wie kein anderes erschüttern sollte und das unter anderem eine drastische Verschärfung der Einreisebedingungen in die USA nach sich zog, konnte sich Frisch noch an den vergleichsweise freien Migrationsbewegungen erfreuen, die er in Berkeley wahrzunehmen meinte. Am 11. September 1951 beschrieb er seinem Freund und Verleger Peter Suhrkamp die Vereinigten Staaten so:

[E]s ist viel Urland mit Völkerwanderung, ein fast tägliches Gefühl von Welt mit Erdteilen, Asien spielt hinein mit Chinesen, Afrika mit allen Vermischungen von Negern, Europa mit Universitäten.<sup>1</sup>

Bemerkenswert an dieser Beschreibung ist nicht nur, dass Frisch 1951 noch den Mythos eines Amerikas als „Urland“ beschwor, das heißt als brachliegenden, menschenleeren und zu besiedelnden Kontinent. Auch weitere ideologische Präsuppositionen der Aussage lohnen, transparent gemacht zu werden. ‚Asien‘ und ‚Afrika‘ zum Beispiel werden darin durch Menschen repräsentiert. ‚Chinesen‘ und ‚Negern‘ sieht Frisch ihre Herkunft also an. Die Wendung ‚mit allen Vermischungen von Negern‘ verweist unmissverständlich auf visuell wahrnehmbare, graduelle Farbunterschiede zwischen den dunkelhäutigen Menschen, die alle zusammen dennoch ein hier allem Anschein nach homogenes Afrika vertreten können. Die Präsenz ‚Europas‘ hingegen manifestiert sich nicht etwa in Engländern oder ‚Weißen‘<sup>2</sup>, sondern

- 
- 1 Max Frisch, Brief an Peter Suhrkamp, 11. September 1951, Max Frisch-Archiv an der ETH-Bibliothek, Zürich. Zitate aus dem Nachlass werden in der Regel nicht weiter nachgewiesen und erfolgen mit freundlicher Genehmigung des Max Frisch-Archivs.
  - 2 ‚Weiß‘, ‚schwarz‘ etc. werden im Folgenden immer dann, wenn sie eine Hautfarbe bezeichnen, in einfache Anführungs- und Schlusszeichen gesetzt, um fortlaufend auf den gesellschaftlichen Konstruktionscharakter solcher Bezeichnungen hinzuweisen. Auf eine Markierung auch anderer Begriffe, die Differenz erzeugen, Männlichkeit und Weiblichkeit beispielsweise, wird indessen verzichtet, obwohl selbstverständlich auch sie Effekte kultureller Konstruktionsprozesse sind.

in „Universitäten“. Während Frisch den „Chinesen“ und „Negern“ also primär Körperlichkeit attestiert, kommt Europa für Wissen und Wissenschaft zu stehen. Damit scheint er seinen Herkunftskontinent aber nicht nur von Asien und Afrika abzugrenzen, sondern auch von einem in puncto Wissenskultur und -traditionen nach wie vor nicht eigenständigen ‚weißen‘ Amerika, dessen im deutschsprachigen Bildungsbürgertum damals viel beschworene Kulturlosigkeit hier mindestens anklingt.<sup>3</sup> Frisch erwähnt dieses ‚weiße‘ Amerika zwar nicht eigens, aber ‚Weiße‘ stellen zur Zeit seines Briefs fast 94 Prozent (ca. 10 Millionen) der damaligen Gesamtbevölkerung Kaliforniens und konnten vom Autor im Gegensatz zu den knapp zwei Promille Indigenen (ca. 20 000) nicht übersehen werden, die in seiner Aufzählung ihrerseits keine Erwähnung finden.<sup>4</sup> Wie diese Indigenen führt er die ‚weiße‘ Bevölkerung Kaliforniens nicht an, weil er sie offenbar nicht als Teil der „Völkerwanderung“ wahrnimmt.

‚Asiaten‘ und ‚Afrikaner‘ hingegen unterscheiden sich als Teilnehmer dieser „Völkerwanderung“, als ‚Nicht-Heimische‘ von den mehrheitlich ‚weißen‘ Amerikanern. Sie treten hier als Ausnahmen von der kalifornischen Norm in Erscheinung und werden ethnisch markiert. Bei den ‚Asiaten‘ und ‚Afrikanern‘ funktionalisiert Frisch also sichtbare körperliche Merkmale als relevante Kriterien der Unterscheidung und Klassifikation. Die Europäer hingegen kann er von den ‚normalen‘ Amerikanern nicht über ihr Aussehen differenzieren, sind sie doch ebenfalls mehrheitlich ‚normal‘ – eben ‚weiß‘. Daher beruft sich Frisch auf die Tradition der europäischen Wissenskultur, um das ‚alte‘ Europa von seinem Erben sozusagen, von der verhältnismäßig jungen Weltmacht Amerika abzuheben, die ihm mit ihren neuesten wissenschaftlichen Erfolgen eigentlich auch auf diesem Gebiet den Rang gerade abgelaufen hatte.<sup>5</sup> Oder anders formuliert: Die Europäer wie die

---

3 Zu diesem Topos vgl. Alf Lütcke, Inge Marßolek und Adelheid von Saldern, Einleitung, in: dies. (Hg.), Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart: Steiner, 1996 (Transatlantische historische Studien, Bd. 6), S. 7-33, hier S. 10-13.

4 Vgl. U.S. Census Office, Census of Population. Table 19. California – Race and Hispanic Origin: 1850 to 1990, online unter: <http://www.census.gov/population/www/documentation/-twps0056/tab19.pdf> (letzter Zugriff: 13. Januar 2011).

5 Vgl. Andreas Schüler, Erfindergeist und Technikkritik. Der Beitrag Amerikas zur Modernisierung und die Technikdebatte seit 1900, Stuttgart: Steiner, 1990, S. 42.

„weißen“ Amerikaner besetzen in Bezug auf ihre Ethnizität dieselbe unmarkierte, vermeintlich universale Position. Nicht in ihrer Universalität unterscheiden sich die Europäer demnach von den „weißen“ Amerikanern, sondern in ihren traditionsreichen „Universitäten“.<sup>6</sup>

Tatsächlich lässt sich bei Frisch immer voraussetzen, dass Personen oder Figuren ‚weiß‘ sind, deren Hautfarbe nicht eigens erwähnt wird. Das veranschaulicht etwa folgendes Zitat aus dem *Tagebuch 1946-1949* (1950):

Ich sitze eben in Saint Michel, unweit der Sorbonne, umgeben von allerlei Studenten und Studentinnen, darunter viel [sic!] Farbige, Schwarze, Braune, Gelbe, wovon manche herrlich anzusehen sind, sie kleiden sich natürlich wie die Pariser, sprechen französisch [...]; aber eines Tages, wenn sie das Nötige gelernt haben, werden sie, Paris nicht ohne Wehmut verlassend, zurückfahren in ihre Welten, zurück zu ihren schwarzen oder braunen oder gelben Geschwistern.<sup>7</sup>

Wenn die Hautfarbe der „schwarzen oder braunen oder gelben“ „Studenten und Studentinnen“ eigens hervorgehoben wird, implizieren solche Hervorhebungen natürlich wiederum eine stillschweigende Norm. Die ‚normalen‘ Studierenden sind *nicht* ‚farbig‘. Sie erscheinen einfach als „Studenten“ oder „Studentinnen“, klassifiziert und rassifiziert wird nur die Haut der ‚Farbigen‘. Das suggeriert, die ‚weißen‘ Studierenden hätten gar keine Hautfarbe und gehörten keiner „Rasse“<sup>8</sup> an.

‚Weißheit‘ beziehungsweise ‚Weißsein‘ oder – um den üblicheren englischen Begriff zu verwenden – ‚whiteness‘<sup>9</sup> nicht eigens zu kennzeichnen, entspricht einem im Westen etablierten, bis heute herrschenden Repräsentationsregime:

6 Zum ‚weißen‘ als ‚universalem Mann‘ vgl. Steve Garner, *Whiteness. An Introduction*, New York: Routledge, 2007, S. 4; Hanna Hacker, *Nicht Weiß Weiß Nicht. Überschneidungen zwischen Critical Whiteness Studies und feministischer Theorie*, in: *l'homme* 16.2 (2005), S. 13-28, hier S. 14.

7 Zitiert wird im Folgenden, wenn nicht anders angegeben, nach Max Frisch, *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge*, hg. v. Hans Mayer, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998, hier Bd. 2, S. 590f.

8 Bd. 2, S. 715.

9 Auf eine Übersetzung des Begriffs ‚whiteness‘ wird auch im Folgenden verzichtet, da die Debatte über eine adäquate Übersetzung noch nicht abgeschlossen ist. Zu dieser Debatte vgl. beispielsweise Anette Dietrich, *Weißer Weiblichkeit. Konstruktion von „Rasse“ und Geschlecht im deutschen Kolonialismus*,

In contemporary discourse, ‚race‘ refers to people who are non-white, and denotes cultural ‚difference‘. ‚Race‘ is used as a way of designating certain categories within our culture, and it does this from an invisible, undesignated position. This is the position of whiteness. As a normative position, whiteness is taken to be a natural fact, existing beyond the bounds of consideration. It is not racially marked *as* white in the way that black is so marked.<sup>10</sup>

Mit der Markierung und der Analyse dieser Position befassen sich die sogenannten Critical Whiteness Studies im angloamerikanischen Raum schon seit ungefähr zwanzig Jahren. Die Nobelpreisträgerin Toni Morrison gilt dabei als erste Literaturwissenschaftlerin, die ihre Aufmerksamkeit nicht nur auf ‚blackness‘, also auf schwarze Differenz, sondern auch auf ‚whiteness‘ richtete und die Relationalität aller ethnischen Stereotype ins Zentrum ihres Untersuchungsinteresses rückte.<sup>11</sup> Ihre Studie *Playing in the Dark* vollzieht demnach einen Perspektivenwechsel, wie er sich in ganz ähnlicher Weise auch in den Gender Studies ereignet hat. Auch dort haben sich die analytischen Blickrichtungen vervielfältigt, weg von der einseitigen Fokussierung auf Weiblichkeit und Frauenbilder hin zu Untersuchungen auch von Maskulinität, und das heißt einer vermeintlich monolithischen Norm, die zuvor meist vorausgesetzt und so der Geschichtlichkeit und Veränderbarkeit

- 
- Bielefeld: transcript, 2007, S. 46; Maureen Maisha Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche und Susan Arndt, Konzeptionelle Überlegungen, in: dies. (Hg.), *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*, Münster: Unrast, 2005, S. 11-13, hier S. 13; Hanna Hacker und Mineke Bosch, Editorial [zum Themenheft *Whiteness*], in: *l'homme* 16.2 (2005), S. 7-12, hier S. 8; Eske Wollrad, *Weißsein im Widerspruch. Feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und Religion*, Königstein und Taunus: Helmer, 2005, S. 21.
- 10 Michael Pickering, *Racial Stereotypes*, in: Gary Taylor und Steve Spencer (Hg.), *Social Identities. Multidisciplinary Approaches*, New York: Routledge, 2004, S. 91-106, hier S. 91; Hervorhebung des Originals.
- 11 Vgl. Toni Morrison, *Playing in the Dark. Whiteness and the Literary Imagination*, Cambridge: Cambridge University Press, 1992. Die deutsche Übersetzung erschien 1995. Toni Morrison, *Im Dunkeln spielen. Weiße Kultur und literarische Imagination*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1995 (Neue Frau). Vgl. Ruth Mayer, *Race*, in: Ansgar Nünning (Hg.), *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, Stuttgart und Weimar: Metzler, 42008, S. 603f., hier S. 603.

entzogen worden war.<sup>12</sup> In den Postcolonial Studies insbesondere aus dem deutschen Sprachraum ist dieser Perspektivenwechsel immer noch dabei, sich zu vollziehen.<sup>13</sup>

Aus der Warte der Whiteness Studies haben postkoloniale Analysen unter dem Stichwort „ethnicity“ ethnische Minderheiten allzu oft im Verhältnis zu einer Mehrheit gedacht, deren ‚whiteness‘ zwar vorausgesetzt, aber nicht eigens untersucht wurde. Diese Vernachlässigung habe indirekt zur Privilegierung ‚Weißer‘ beigetragen, die gerade auch über ihre Unsichtbarkeit zustande kommt. Ziel einer postkolonialen Studie, die diese Kritik ernst nimmt, muss also sein, auch den Mythos ‚whiteness‘ mit seiner Geschichte zu konfrontieren und ihn dadurch als Mythos im Sinn Roland Barthes‘ kenntlich zu machen.<sup>14</sup>

Um Frischs *Stiller* (1954) und *Homo faber* (1957) aus postkolonialer Perspektive zu reinterpretieren, sollen daher in den beiden Romanen sowohl die Figurationen des Fremden als auch die Stereotypen in der Repräsentation

---

12 Vgl. z.B. Walter Erhart, *Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit*, München: Fink, 2001.

13 Vgl. neben den in Anm. 9 zitierten Werken und Sammelbänden auch: Gabriele Dietze, Daniele Hrzán, Jana Husmann-Kastein und Martina Tießberger (Hg.), *Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus. Critical Studies on Gender and Racism*, Frankfurt a. M.: Lang, 2006; Gabriele Dietze, *Weißer Frauen in Bewegung. Genealogien und Konkurrenzen von Race- und Genderpolitiken*, Bielefeld: transcript, 2013 (GenderCodes, Bd. 2); Isabel Miko Iso, *Weiss – wie Schneewittchen*, in: Olympe. *Feministische Arbeitshefte zur Politik* 27 (2008), S. 7-19; Bärbel Tischleder, *Body Trouble. Entkörperlichung, Whiteness und das amerikanische Gegenwartskino*, Frankfurt a. M.: Stroemfeld, 2001; Rosa B. Schneider, „Um Scholle und Leben“. Zur Konstruktion von „Rasse“ und Geschlecht in der deutschen kolonialen Afrikaliteratur um 1900, Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel, 2003 (Perspektiven Südliches Afrika, Bd. 1). Im Gegensatz zu den Critical Whiteness Studies sind die Postcolonial Studies im deutschen Sprachraum seit längerem institutionalisiert. Eine exemplarische Liste von postkolonial ausgerichteten Untersuchungen, die in den letzten Jahren entstanden sind, haben Patricia Purtschert, Barbara Lüthi und Francesca Falk zusammengestellt. Vgl. Patricia Purtschert, Barbara Lüthi und Francesca Falk, *Eine Bestandesaufnahme der postkolonialen Schweiz*, in: dies. (Hg.), *Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien*, Bielefeld: transcript, 2012, S. 13-64, hier S. 23, Anm. 57.

14 Vgl. Roland Barthes, *Mythen des Alltags*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1964 (edition suhrkamp), S. 141.

von ‚whiteness‘ herausgearbeitet werden. Immer unter der Prämisse, dass das Sprechen ‚Weißer‘ über ‚Nicht-Weiße‘ etwas über die Sprechenden selbst aussagt, konzentrieren sich die folgenden Lektüren insbesondere darauf, wie ‚whiteness‘ über ‚othering‘-Prozeduren als herrschende Norm etabliert wird.<sup>15</sup> Einerseits wollen sie also imperialistische und eurozentristische Wahrnehmungsschemata sowie stigmatisierende Konstruktionen des (post-)kolonialen ‚Anderen‘ offenlegen, „welche die Differenz zwischen Eigenem und Fremden“ für absolut erklären.<sup>16</sup> Andererseits zielen sie darauf, ‚whiteness‘ den Status des ‚Aparadigmatischen‘ zu nehmen<sup>17</sup> und zu zeigen, wie ‚weißen‘ Identitäten ein normativer Charakter zukommt.<sup>18</sup> Nicht zuletzt weil sich Konzepte weiblicher und männlicher ‚whiteness‘ grundlegend unterscheiden, stellt die Arbeit darüber hinaus einen Versuch dar, die Postcolonial und Gender Studies zusammenzuführen. Gleichzeitig fügt sie sich in eine Reihe unlängst unternommener Untersuchungen ein, die das Verhältnis der Schweiz zu Kolonialismus und Neokolonialismus neu bestimmen.<sup>19</sup> Da die Arbeit auch

- 
- 15 Vgl. z. B. Gabriele Dietze, *Critical Whiteness Theory und Kritischer Okzidentalismus*. Zwei Figuren hegemonialer Selbstreflexion, in: dies., Hrzán, Husmann-Kastein und Tießberger (Hg.), *Weiß – Weißsein – Whiteness*, S. 219-247, hier S. 219.
- 16 Roy Sommer und Carola Suhrkamp, *Der Wandel der Perspektivenstruktur in der englischen Erzählliteratur zwischen Viktorianismus und Moderne am Beispiel ausgewählter Kolonialromane von G. A. Henty, Rudyard Kipling und E. M. Forster*, in: Vera Nünning und Ansgar Nünning (Hg.), *Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts*, Trier: Wissenschaftlicher Verlag, 2000, S. 199-224, hier S. 200. Einen Überblick über die Schwerpunkte der Postcolonial Studies bietet Doris Bachmann-Medick, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2006, S. 184-237.
- 17 Vgl. Ross Chambers, *The Unexamined*, in: Mike Hill (Hg.), *Whiteness. A Critical Reader*, New York: New York University Press, 1997, S. 187-203, hier S. 189.
- 18 Vgl. Maureen Maisha Eggers, *Ein schwarzes Wissensarchiv*, in: dies., Kilomba, Piesche und Arndt (Hg.), *Mythen, Masken und Subjekte*, S. 18-21, hier S. 20.
- 19 Einen Überblick über diese Arbeiten geben Purtschert, Lüthi und Falk. Vgl. Purtschert, Lüthi und Falk, *Eine Bestandaufnahme der postkolonialen Schweiz*, S. 13-64. Der Band, zu dem dieser Artikel als Einleitung dient, versammelt weitere neue Beiträge zur „postkolonialen Schweiz“. Ein weiterer Sammelband erscheint in Kürze. Vgl. Patricia Purtschert und Harald Fischer-Tiné

auf text- und quellenkritische Verfahren zurückgreift, ist sie ‚last, not least‘ als Beitrag zur Frage gedacht, wie eine dennoch kulturkritisch informierte Literaturwissenschaft rephilologisiert werden könnte. Der Einbezug textkritischer Ansätze liegt dabei auch aufgrund des bisherigen Forschungsstands nahe. Die Typoskripte des *Stiller* und des *Homo faber*, die im Max Frisch-Archiv an der ETH-Bibliothek in Zürich lagern, sind bisher äußerst selten zur Analyse der beiden Romane herangezogen worden, obwohl sie, wie gezeigt werden soll, zuweilen staunenswerte Einsichten in Max Frischs Schaffen zulassen und ein unerwartetes Interpretationspotenzial offenbaren.<sup>20</sup>

## 2. Fragegegenstand

*Stiller* und *Homo faber* bieten sich aus mehreren Gründen für eine solche Untersuchung an. Wie in den meisten seiner Texte macht Frisch auch in seinen zwei bekanntesten Romanen das Verhältnis der Geschlechter zu einem wichtigen Thema. So wurde *Stiller* schon von der zeitgenössischen Kritik als „Eheroman“<sup>21</sup> rezipiert und galt *Homo faber* gewissen Interpreten sogar als Parodie auf patriarchalische Diskurse.<sup>22</sup> Trotzdem hielten sich kritische feministisch-gendertheoretische Arbeiten bisher in zaghaften Grenzen.<sup>23</sup> Auch

---

(Hg.), *Colonial Encounters and Postcolonial Assemblages of the Swiss Kind* [in Vorbereitung].

- 20 Vgl. schon Yahya Elsaygh, „[M]ein Düsseldorf und ich“. ‚Deutschland und die Deutschen‘ in *Homo faber*, in: *Germanica* 48.1 (2011), S. 111-130; ders., Max Frisch und das zweite Gebot. Relektüren von *Andorra* und *Homo faber*, Bielefeld: Aisthesis, 2014 (Figurationen des Anderen, Bd. 3).
- 21 Claude R. Stange, *Stiller*. Zu einem Buch von Max Frisch, in: *Basler Nachrichten*, 3. Dezember 1954 [= Walter Schmitz (Hg.), *Materialien zu Max Frisch Stiller*, 2 Bde., Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1978 (suhrkamp taschenbuch, Bd. 419), Bd. 2, S. 408-412, hier S. 408]; Kurt Lothar Tank, *Schuld: ein Weg zur Wirklichkeit. Stiller – ein Roman wider die Selbstreflexion*, in: *Sonntagsblatt* [Hamburg], 16. Januar 1955 [= Walter Schmitz (Hg.), *Materialien zu Max Frisch Stiller*, Bd. 2, S. 448-450, hier S. 448].
- 22 Vgl. Mona Knapp und Gerhard P. Knapp, *Max Frisch: Homo faber*, Frankfurt a.M.: Diesterweg, 1987 (Grundlagen und Gedanken zum Verständnis erzählender Literatur), S. 73.
- 23 Eine Ausnahme ist die *Stiller*-Interpretation von Franziska Schöfler und Eva Schwab, *Max Frisch. Stiller. Ein Roman*, München, Düsseldorf und Stuttgart: Oldenbourg, 2004 (Oldenbourg Interpretationen, Bd. 103).

postkolonial-kritisch ausgerichtete Lektüren fehlen so gut wie vollständig<sup>24</sup>, obwohl die Romane nicht nur inhaltlich, sondern auch aufgrund des Entstehungshintergrunds auf eine solche drängen. Frisch schrieb beide Romane in den Fünfzigerjahren, mitten in der Übergangszeit vom westlichen Kolonialismus zum Postkolonialismus. Außerdem verfasste er sie unmittelbar, nachdem er als Stipendiat der Rockefeller Foundation von April 1951 bis Mai 1952 beziehungsweise als Kongressteilnehmer und Tourist 1956 die USA und Lateinamerika bereist hatte.

In dieser Zeit gewannen intellektuelle antikoloniale Strömungen an Aufmerksamkeit, die eine „pan-nationale Solidarität“ formulierten und versuchten, „die weiße, westliche Vorherrschaft ideologisch und epistemologisch herauszufordern“ – zum Beispiel die Négritude, der Panafrikanismus und der Latinoamericanismo.<sup>25</sup> Frisch dürfte namhaften Vertretern dieser Strömungen, etwa Aimé Césaire<sup>26</sup>, bereits 1948 am „*Congrès Mondial des Intellectuels pour la Paix*“ in Warschau persönlich begegnet sein.<sup>27</sup> In seinem *Tagebuch 1946-1949* vermerkt er über den Kongress, es seien „die Farbigen gewesen“, die „am besten gesprochen“ hätten.<sup>28</sup> Neben großer Sympathie für diese ‚farbigen‘ Intellektuellen bekundet er auch viel Verständnis für ihre Forderungen:

---

24 Abgesehen von Monika Albrechts Studie „*Europa ist nicht die Welt!*“. Allerdings behandelt Albrecht nur eine einzelne Szene aus dem *Stiller* und untersucht ansonsten Reiseberichte Frischs. Vgl. Monika Albrecht, „Europa ist nicht die Welt!“ (Post-)Kolonialismus in Literatur und Geschichte der westdeutschen Nachkriegszeit, Bielefeld: Aisthesis, 2008, S. 159-179; 252f. Auf das Desiderat, Frischs Texte auch mit postkolonialen Theorien zu konfrontieren, hat Monika Albrecht kurz nach Abschluss dieser Studie nochmals nachdrücklich hingewiesen. Vgl. Monika Albrecht, Max Frisch, postkolonial. Anmerkungen zur Verortbarkeit seines Werks in gegenwärtigen Wissenschaftsdiskursen, in: text+kritik, Sonderheft Max Frisch 47f. (2013), S. 40-51.

25 María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan, Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung, Bielefeld: transcript, 2005 (Cultural Studies, Bd. 12), S. 20.

26 Aimé Césaire hielt auf diesem Kongress eine Rede. Vgl. Thomas A. Hayle, L'universel et le particulier des droits de l'homme, in: Annick Thébia-Melsan und Gérard Lamoureux (Hg.), Aimé Césaire. Pour regarder le siècle en face, Paris: Mazonneuve & Larose, 2000, S. 16-19, hier S. 16.

27 Bd. 2, S. 602.

28 Bd. 2, S. 619.

Das Unrecht, das ihren Rassen widerfährt, das im Widerspruch steht zum großen Gerechte von Freiheit und Menschenrechten, dieses Unrecht zu bezeugen, ist eine unantastbar-anständige Aufgabe; sie waren vielleicht die einzigen, die nichts anderes wollen, als sie sagen, Menschen, keine politischen Schachspieler.<sup>29</sup>

Die afroamerikanischen Widerstandsbewegungen, die sich während der Fünfzigerjahre in den USA zunehmend organisierten und deren Agitationen schließlich in die ab 1955 so genannte Bürgerrechtsbewegung mündeten, blieben von Frisch ihrerseits nicht unbemerkt, als er in den USA weilte.<sup>30</sup> In seinem 1954 publizierten Aufsatz *Begegnungen mit Negern* zitiert er eine längere Passage aus einer „kleinen, höchst lesenswerten ‚Anthology of American Negro Literature‘“. Darin wird zur Lösung des „Problems, wie der Neger im amerikanischen Leben behandelt wird“, aufgerufen.<sup>31</sup> Unter der Überschrift „What the Negro wants“ paraphrasiert Frisch zudem einen Essay aus dieser Anthologie, einen vom „Negerdichter“ Langston Hughes zusammengestellten Katalog afroamerikanischer Forderungen an die US-Regierung.<sup>32</sup>

Dieser und weitere journalistische und essayistische Texte, die Frisch während seiner Reisen in Nord- und Mittelamerika verfasste, bezeugen<sup>33</sup>, dass Amerika für ihn als eine Art „contact zone“<sup>34</sup> mit Menschen anderer

---

29 Bd. 2, S. 619.

30 Vgl. Walter Schmitz, Zur Entstehung von Max Frischs Roman *Stiller*, in: ders. (Hg.), Materialien zu Max Frisch *Stiller*, 2 Bde., Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1978 (suhrkamp taschenbuch, Bd. 419), Bd. 1, S. 29-34, hier S. 29.

31 Bd. 3, S. 255f. Vgl. John T. Frederick, Introduction, in: Sylvestre C. Watkins (Hg.), *Anthology of American Negro Literature*, New York: Random House, 1944 (The Modern Library), S. XV-XVII, hier S. XVII.

32 Bd. 3, S. 258f. Vgl. Langston Hughes, What the Negro Wants, in: Watkins (Hg.), *Anthology of American Negro Literature*, S. 262-265. Frisch äußert sich auch 1968 anlässlich der Ermordung von Martin Luther King wieder zur Bürgerrechtsbewegung. Vgl. Max Frisch, Politik durch Mord, in: ders., Forderungen des Tages. Porträts, Skizzen, Reden, 1943-1982, hg. v. Walter Schmitz, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1983, S. 224-237.

33 Nach eigenen Angaben schreibt Frisch „sechshundert Seiten“, während er in Amerika weilte. Horst Bienek, Werkstattgespräche mit Schriftstellern, München: Hanser, 1962, S. 27.

34 Mary Louis Pratt bezeichnet ein Terrain als „contact zone“, in dem vormals getrennte, disparate Kulturen aufeinandertreffen. Vgl. Mary Louise Pratt, Impe-

Ethnizität funktionierte.<sup>35</sup> Peter Rusterholz bemerkt zu Frischs Aufenthalt in Übersee in der jüngsten Schweizer Literaturgeschichte daher, wenn auch ohne weitere Diskussion oder Nachweise, Frisch habe in Amerika „die Genese eines ‚globalen Menschen‘ wahrgenommen, der Europa nicht mehr als Weltmitte“ akzeptiere.<sup>36</sup> Eine solche Verabschiedung eurozentristischen Denkens müsste sich in *Stiller* und *Homo faber* niedergeschlagen haben, in die Frisch viele seiner Beobachtungen in Amerika einarbeitete und in denen sich seine Faszination für den Kontakt mit „globalen Menschen“, mit anderen Ethnizitäten zeigt. Beides also, sowohl die Entstehungszeit der Romane wie auch die konstitutive Rolle, die dem ‚Fremden‘ in Frischs Texten dieser Zeit schon aus biografischen Gründen zukommt, prädestinieren den *Stiller* und den *Homo faber* für eine postkoloniale, rassismuskritische Lektüre.

Von Interesse ist eine solche Lektüre auch vor dem Hintergrund des Status, den Frisch in der Schweizer Gesellschaft und den Lehrplänen der Gymnasien und anderer Schulen des sekundären Bildungsbereichs innehat. Er gilt gemeinhin als progressiver Vordenker, der Stereotypen, das Einschließen von Menschen in ‚Bildnissen‘ zu einem seiner Hauptthemen machte und als moralische Instanz bannte. Diesem „Bildnis“<sup>37</sup> Frischs lässt sich die folgende Analyse seiner beiden großen Romane nicht durchwegs integrieren. *Stiller* und *Homo faber* führen – und sind darin durchaus typisch

---

rial Eyes. Travel Writing and Transculturation, London und New York: Routledge, 1992, S. 4.

- 35 Vgl. v.a. Max Frisch, Orchideen und Aasgeier. Ein Reisealbum aus Mexico. Oktober/November 1951, in: Neue Schweizer Rundschau 20 (1952f), S. 67-88, [= Bd. 3, S. 196-241] und Max Frisch, Der Lord und die verzückten Neger, in: Süddeutsche Zeitung, 8. und 9. September 1951.
- 36 Peter Rusterholz, Nachkrieg – Frisch – Dürrenmatt – Zürcher Literaturstreit – Eine neue Generation (1945-1970), in: ders. und Andreas Solbach (Hg.), Schweizer Literaturgeschichte, Stuttgart und Weimar: Metzler, 2007, S. 241-327, hier S. 263. Ähnlich argumentiert Albrecht nach ihrer Lektüre von Frischs *Begegnungen mit Negern*. Vgl. Monika Albrecht, „Afrika hin und her?“ Spurensuche zur Fremdwahrnehmung in der deutschsprachigen Literatur der 1950er Jahre, in: M. Moustapha Diallo und Dirk Götsche (Hg.), Interkulturelle Texturen. Afrika und Deutschland im Reflexionsmedium der Literatur, Bielefeld: Aisthesis, 2003, S. 101-160, hier S. 112-116.
- 37 Eines von Frischs bekanntesten Zitaten lautet: „Du sollst dir kein Bildnis machen“. Bd. 2, S. 374. Vgl. dazu ausführlich Elsaghe, Max Frisch und das zweite Gebot, S. 29-42.

für ihre Zeit<sup>38</sup> – bisweilen nur vordergründig fortschrittliche Diskussionen gerade über Imperialismus, Ethnizität oder Geschlecht. Dahinter werden ihrerseits stereotype Vorstellungen erkennbar, die die je vorgebrachte Kritik unterminieren, mitunter sogar zurücknehmen.

Wenn hier also nicht ein einsinnig apologetisches, sondern ein wissenschaftlich differenziertes, kontextorientiertes Bild der Verhandlungen von Geschlecht und Ethnizität in Frischs Romanen gezeichnet wird, geht es dabei selbstverständlich nicht darum, den „Nationaldichter“ Frisch als Autor zu demontieren, wie es eine erste, freilich nicht fachwissenschaftliche Reaktion auf das Projekt behauptete und zum „Skandal“ heraufbeschwören wollte.<sup>39</sup> Vielmehr geht es um eine eingehende Auseinandersetzung mit Aspekten der beiden Romane, die in der Forschung erstaunlicherweise noch nicht beleuchtet worden sind, die zum Verständnis dieser Texte, der darin so zentralen Fragen nach Identität und ihrer Konstruktion aber wesentlich beitragen. Unabhängig vom „Bildnis“, zu dem Frisch selbst in der kollektiven Wahrnehmung der Schweiz längst erstarrt ist<sup>40</sup>, sollen die ‚Bildnisse‘ in seinen zwei berühmtesten Romanen mit sozusagen Frisch’scher Skrupulosität möglichst dicht beschrieben und seine Repräsentationen von Ethnizität und ‚gender‘ an die zeitgeschichtlichen Kontexte zurückgebunden werden, in denen sie entstanden sind.

---

38 Vgl. z. B. das letzte Kapitel der vorliegenden Arbeit, eine Analyse von Ingeborg Bachmanns *Das Buch Franza* (1966/1978), oder Sara Lennox’ Lektüre von Wolfgang Koeppens *Tauben im Gras* (1951). Sara Lennox, „Solidarität der weißen Rasse“. Geschlechterverhältnis und ‚Dritte Welt‘ in der Nachkriegsliteratur, in: Herbert Uerlings, Karl Hölz und Viktoria Schmidt-Linsenhoff (Hg.), *Das Subjekt und die Anderen. Interkulturalität und Geschlechterdifferenz vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Berlin: Schmidt, 2001 (Studienreihe Romania, Bd. 16), S. 185-199. Susanne Zantop stellt sogar die These auf, bei den deutschsprachigen Schriftstellern der Nachkriegszeit, besonders bei denen von linksliberaler Überzeugung, könnten generell unterdrückte rassistische Einstellungen konstatiert werden. Vgl. Susanne Zantop, *Colonial Legends, Postcolonial Legacies*, in: Scott Denham, Irene Kacandes und Jonathan Petropoulos (Hg.), *A User’s Guide to German Cultural Studies*, Ann Arbor: University of Michigan Press, 1997, S. 189-199.

39 Andreas Kley, *Wie der Nationalfonds Max Frisch entlarvt*, in: *Schweizer Monat* 92 (Mai 2012), S. 12. Kley reagiert damit auf einen Bericht Urs Hafners über die vorliegende Studie. Urs Hafner, *Die Bürde des weissen Mannes*, in: *Horizonte. Das Schweizer Forschungsmagazin* 23 (Dezember 2011), S. 22f.

40 Vgl. auch Elsäghé, *Max Frisch und das zweite Gebot*, S. 365.

Rekonstruiert werden sollen diese Kontexte auch über die intertextuellen Beziehungen, die Frischs Romane mit anderen literarischen Werken der Zeit eingehen. Mit diesen Beziehungen hat sich die Forschung ebenfalls erst vereinzelt auseinandergesetzt, selbst dann, wenn Autoren oder Werktitel in den beiden Romanen beim Namen genannt werden. Illustriert werden kann das hier schon an einem ersten Beispiel, einer ersten Probebohrung, auf die in einem späteren Kapitel zurückzukommen sein wird. In *Stiller* meint Frischs Titelheld an einer der meistzitierten und -kommentierten Stellen des Romans, im „Zeitalter der Reproduktion“ zeuge es bereits von Persönlichkeit, wenn einer „auf ein bestimmtes Plagiatsprofil gebracht werden“ könne.<sup>41</sup> Indem er sein Lesepublikum miteinschließt, fährt er fort: „[W]ir andern [hingegen] schwimmen in einem *Cocktail*, der ungefähr alles enthält, in nobelster Art von *Eliot* gemixt“.<sup>42</sup> Den Korrespondenzen, die sich zwischen Frischs und T. S. Eliots Werken ausmachen lassen, ist bislang aber noch nirgends nachgegangen worden.

### 3. Intertextualität

1944/45 stand in genau jener Spielsaison die deutsche Uraufführung von Eliots *The Family Reunion* (1939) auf dem Programm des Zürcher Schauspielhauses<sup>43</sup>, in der dort mit *Nun singen sie wieder* zum überhaupt ersten Mal ein Drama Max Frischs zu sehen war.<sup>44</sup> 1950 erschienen neben Frischs *Tagebuch 1946-1949* auch *Ausgewählte Essays* Eliots als erste Veröffentlichungen des neu gegründeten Suhrkamp-Verlags.<sup>45</sup> Und 1956 wurde in das „Hausbuch“

---

41 Bd. 3, S. 535f.

42 Bd. 3, S. 535; im Original keine Hervorhebung.

43 Das Stück wurde unter dem Titel *Die Familienfeier* in einer Übersetzung von Jean und Gentiane Gebser uraufgeführt, die jedoch nicht veröffentlicht wurde. Die Übersetzung ist im Stadtarchiv Zürich einsehbar.

44 Alle Dramen Frischs wurden mit der Ausnahme von *Triptychon* (1978) am Schauspielhaus Zürich uraufgeführt. Vgl. Ursula Amrein, Max Frisch und das Schauspielhaus Zürich, in: Daniel Müller Nielaba, Yves Schumacher und Christoph Steier (Hg.), „Man will werden, nicht gewesen sein“. Zur Aktualität Max Frischs, Zürich: Chronos, 2012, S. 75-115, hier S. 75.

45 T. S. Eliot, *Ausgewählte Essays 1917-1947*, Berlin und Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1950; Max Frisch, *Tagebuch 1946-1949*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1950. Vgl. Walburg Schwenke, *Leben und Schreiben. Max Frisch – eine*

*Spectaculum* des Verlags nicht nur ein Wiederabdruck von Frischs *Don Juan oder die Liebe zur Geometrie* (1953) aufgenommen, sondern auch von Eliots Komödie *Die Cocktail Party* (1949).<sup>46</sup> Über diese aufführungs- und editions-geschichtlichen Bezüge gehen die Verbindungen zwischen Frisch und Eliot freilich weit hinaus. Frisch war von Eliot, wie aus seinem Briefwechsel mit Suhrkamp hervorgeht, überaus angetan. Am 3. Januar 1951 zum Beispiel schrieb er an seinen Verleger:

Ich danke Ihnen für den lieben Brief aus Berlin, auch für das Buch, das ich noch nicht gelesen habe; dafür habe ich den Eliot zum zweiten Mal gelesen. Das Stück [*The Cocktail Party*] beschäftigt mich sehr, teilweise einfach, weil es mich persönlich-menschlich betrifft, es kommt mir in einen peinlich-über-einstimmenden Augenblick, doch sehe ich darüber hinaus das Werk, das in vielem bewundernswert ist. [...] Das Besondere, die Transparenz der gesellschaftlichen Konversation, ist faszinierend; obschon es gewiss nicht meine Gesellschaft ist, fühle ich mich in einem schrecklichen Grad daheim, es ist die wirkliche Art, wie sich unsere Nöte, der Wechsel unsrer menschlichen Verhältnisse, unsere Entscheidungen abspielen. [...] Wir werden gewiss noch über das Stück sprechen.<sup>47</sup>

Ob Frisch und Suhrkamp „noch über das Stück“ gesprochen haben, lässt sich zwar nicht ermitteln. Bekannt ist aber, dass Frisch, als er im selben Jahr für längere Zeit nach Amerika reiste, eine Reportage über Eliots Wirkung auf amerikanischen Bühnen verfasste. Wie er im Juni wiederum Suhrkamp brieflich mitteilte, schrieb er für das Schweizer Radio DRS eine leider nicht erhaltene „study of Mr. T. S. Eliot’s audience“<sup>48</sup> mit dem Titel *Ein Dichter macht Geschäfte*.<sup>49</sup> Gegenstand dieser „study“ dürfte die „audience“ von

---

produktionsästhetische Auseinandersetzung mit seinem Werk, Frankfurt a. M. und Bern: Lang, 1983 (Europäische Hochschulschriften. Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 589), S. 209.

46 Sieben moderne Theaterstücke, Berlin und Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1956 (*Spectaculum*. Suhrkamp Hausbuch, 1956).

47 Max Frisch, Brief an Peter Suhrkamp, 3. Januar 1951, in: Du. Das Kulturmagazin 803 (Januar und Februar 2010), S. 23. Eliots *The Cocktail Party* (1949) erschien 1951 auf Deutsch im Suhrkamp Verlag. T. S. Eliot, *Die Cocktail-Party. Eine Komödie*, Berlin und Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1951.

48 Max Frisch, Brief an Peter Suhrkamp, 3. Juni 1951, Max Frisch-Archiv.

49 Für diesen Beitrag wurde Frisch vom Schweizer Radio DRS zwar ein Honorar in Höhe von 120 Schweizer Franken ausbezahlt, ausgestrahlt wurde er indessen

Eliots *Cocktail Party* gewesen sein. Die Komödie wurde schon in London 325 Mal aufgeführt, in New York kam es sogar zu 407 Vorstellungen<sup>50</sup>, von denen vermutlich auch Frisch eine sah.<sup>51</sup> Damit war *The Cocktail Party*, insbesondere für ein Versdrama, ein riesiger kommerzieller Erfolg und für seinen Autor tatsächlich ein großes ‚Geschäft‘. Vor diesem Hintergrund erstaunt es nicht, dass auch der Roman, an dem Frisch während seines US-Aufenthalts zu arbeiten begann, eine anhaltende Beschäftigung mit Eliots Stück verrät.

Wie in *Stiller* steht auch in Eliots ‚comedy of manners‘ ein Ehepaar im Zentrum, das sich das Leben schwer macht. Die Handlung setzt mit einer Cocktailparty im Haus der Chamberlaynes ein, an der Lavinia Chamberlayne nicht anwesend ist. Sie hat ihren Ehemann Edward, wie die wenigen Gäste feststellen müssen, verlassen. Ein „Unbekannter Gast“ kommt zu Hilfe.<sup>52</sup> Er bringt Lavinia unter der Bedingung zurück, dass Edward ihr die auch in *Stiller* verpönte Frage nicht stelle, wo sie gewesen sei.<sup>53</sup> Im folgenden Akt arrangiert dieser unbekannte Gast eine Gegenüberstellung der beiden, in der er sich als ein Psychiater namens Reilly entpuppt und hilft, das Zerwürfnis der Eheleute zu analysieren. Wie sich bei dieser Konfrontation herausstellt, leiden Lavinia und Edward wie das Ehepaar Stiller darunter, sich fixe Bildnisse von sich selbst und voneinander gemacht zu haben, in Rollen gedrängt worden zu sein, die ihnen nicht entsprechen.<sup>54</sup> Stiller hat gemäß der gängigen Interpretation dadurch, dass er seine Frau in ein solches Bildnis zwängte, gleichsam den Mord an ihr begangen, von dem er immer wieder redet. Dem

---

nie. Vgl. Briefe des Radio DRS (Studio Zürich) an Max Frisch, 28. Juni 1951 und 15. September 1951, Max Frisch-Archiv; Iris Drögekamp und Hans Burkhard Schlichting, Max Frisch im deutschsprachigen Rundfunk. Eine Radiographie, in: Luis Bolliger, Walter Obschlager und Julian Schütt (Hg.), jetzt: max frisch, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2001, S. 316-333, hier S. 321.

50 Vgl. Laura Severin, Cutting Philomela's Tongue. *The Cocktail Party's* Cure for a Disorderly World, in: *Modern Drama* 36 (1993), S. 396-408, hier S. 397.

51 Vgl. Max Frisch, Glossen zum amerikanischen Theater, in: Julian Schütt (Hg.), Max Frisch. Jetzt ist Sehenszeit. Briefe, Notate, Dokumente, 1943-1963, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2<sup>1998</sup>, S. 121-133, hier S. 124.

52 Eliot, Die Cocktail-Party, S. 22.

53 Vgl. Eliot, Die Cocktail-Party, S. 30. In *Stiller* nimmt Anatols Alter Ego Isidor jeweils Reißaus, sobald ihm seine Ehefrau diese verhängnisvolle Frage stellt. Vgl. Bd. 3, S. 395, 397.

54 Vgl. z. B. Eliot, Die Cocktail-Party, S. 27f., 86, 111-113 mit Bd. 3, S. 361, 440, 499, 590, 688.

entspricht in *The Cocktail Party*, dass Edward mit einem Mord an der eigenen Gattin zumindest assoziiert wird. Denn er besetzt darin – Euripides' *Alkestis* bildet den Subtext des Stücks – die Position des Admetos', der seine Frau an seiner Stelle sterben ließ.<sup>55</sup>

Nicht nur in ihrer Problemstellung jedoch gleichen sich die beiden Texte, sondern auch in den Ansätzen, die aufgenommen werden, um die jeweiligen Schwierigkeiten wenn nicht zu beseitigen, so doch zu verhandeln. In *The Cocktail Party* lassen sich ebenso wie in *Stiller* Verweise auf Sören Kierkegaard ausmachen. Beide Texte kreisen um den seinerzeit intensiv diskutierten existenzialistischen Problemkomplex von Freiheit und Wahl.<sup>56</sup> Ohne dass die Forschung den Hinweis beachtet hätte, ist schon in einer zeitgenössischen *Stiller*-Kritik bemerkt worden, Frisch bugsiere den Staatsanwalt Rolf „ein wenig forciert in die Rolle des ‚Unbekannten Gastes‘ aus Eliots *Cocktail Party* hinein[]“.<sup>57</sup> Ganz ähnlich nämlich wie Reilly seinen Patienten setzt Rolf dem Romanprotagonisten gegen Ende der erzählten Zeit auseinander, man müsse, um ein Leben in Zufriedenheit zu führen, sich selbst mit all seinen Schwächen annehmen.

Über diese Bezüge hinaus lassen sich schließlich auch von einer postkolonialen Warte aus Äquivalenzen zwischen Frischs Roman und Eliots Komödie feststellen. Das aus dieser Perspektive dramatischste Ereignis des Eliot'schen Dramas passiert sozusagen nur nebenbei, das heißt ‚offstage‘. Reilly hält seine Patientin Celia, die ehemalige Geliebte Edwards, an, als Missionarin in die fiktive britische Kolonie namens Kinkanja zu reisen. Dort wird sie trotz ihres humanitären Engagements während eines Aufstands von Einheimischen gekreuzigt, die in den Gesprächen der Partygäste als minderbemittelte, Affen verehrende Kannibalen erscheinen. Über seine Darstellung einer noblen, ‚weißen‘ Heldin untermauert das Stück, wie Mary F. Brewer in ihrer

55 Vgl. Severin, Cutting Philomela's Tongue, S. 398f.

56 Vgl. zu Eliot z. B. Robert Duncan, Drinks and Dinner with Kierkegaard, in: Logos 12 (2009), S. 125-143; Ortwin Kuhn, Mythos – Neuplatonismus – Mystik. Studien zur Gestaltung des Alkestisstoffes bei Hugo von Hofmannsthal, T. S. Eliot und Thornton Wilder, München: Goldmann, 1972 (Das Wissenschaftliche Taschenbuch), S. 112f.; zu Frisch z. B. W. G. Cunliffe, Existentialistische Elemente in Frischs Werken, in: Walter Schmitz (Hg.), Über Max Frisch II, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, <sup>3</sup>1981 (edition suhrkamp), S. 158-174.

57 Karl Korn, Ein Mann, der sich selbst sucht, in: Allgemeine Zeitung, 16. November 1954 [= Schmitz (Hg.), Materialien zu Max Frisch *Stiller*, Bd. 2, S. 384-387, hier S. 385].

luziden Analyse herausgearbeitet hat, somit eine ‚weiße‘ Vorherrschaft und Identität.<sup>58</sup> Frischs Roman hingegen muss man nicht von seinen Rändern her lesen, um auch darin ähnliche Verhandlungen von ‚whiteness‘ auszumachen. Diese Verhandlungen sind, wie zu zeigen sein wird, schon Stillers Pseudonym, dem Namen seines Wunsch-Ichs eingeschrieben: James Larkin *White* (vgl. dazu Kapitel I.1.1).

Nur schon diese Stichprobe also zeigt das Interpretationspotenzial, das sich eröffnet, wenn man Frischs Verweisen auf Eliot nachspürt. Fruchtbar gemacht werden soll dieses Potenzial aber insbesondere für Frischs nächstjüngeren Roman, der sich seinerseits als Eliot'scher „Cocktail“ lesen und analysieren lässt. So wie in *Stiller* ähnliche Probleme, Identitäten und Gedankenfiguren verhandelt werden wie in Eliots *Cocktail Party*, zeugt auch *Homo faber* von Frischs Eliot-Lektüre. Wie in Kapitel I.1.2 genauer ausgeführt wird, kommt es in Walter Fabers *Bericht* zu einer eigentümlichen Einführung und Überlagerung, zu einem Mix sozusagen von medizinisch-hygienischen und mythologischen Diskursen, der sich so oder ähnlich bereits in einem anderen Stück Eliots nachweisen lässt. Wie später in *Homo faber* lässt er sich schon aus Eliots Versdrama *The Family Reunion* herauspräparieren, das bereits über seine Dramatis Personae – Ivy, die Familie Piper, die Eumeniden – als wichtiger Vortext von Frischs Roman identifizierbar ist. Interessant ist dieser Diskurs-Mix oder -Cocktail wiederum auch und ganz besonders aus postkolonialer Perspektive. Denn in beiden Texten, in *Homo faber* und in *The Family Reunion*, gehen Weiblichkeit, Spiritualität, ‚non-whiteness‘ und Krankheit eine Verbindung ein, die sowohl Fabers Transformation von einem blinden, emotionslosen zu einem ‚schaulustigen‘<sup>59</sup>, das

---

58 Vgl. Mary F. Brewer, *Staging whiteness*, Middletown: Wesleyan University Press, 2005, S. 50-53.

59 Fabers Metamorphose von einem ‚blinden‘ zu einem ‚sehenden‘ Menschen ist überdeutlich: In Manhattan kommt er sich „wie ein Blinder“ vor, seine ehemalige Geliebte Hanna nennt ihn „stockblind“, und selbst wenn er behauptet, „ich bin ja nicht blind“, erkennt er seine Tochter nicht – nicht einmal, als sie ihm mitteilt, Hannas Tochter zu sein (übrigens ausgerechnet nachdem man die „Via Appia“ entlang geschlendert ist, die „vom Censor Appius Claudius *Caecus*“ erbaut worden ist). Bd. 4, S. 8, 144, 24, 113; im Original keine Hervorhebung. ‚Sehend‘ wird er erst nach dem Tod seiner Tochter; dann hilft es ihm auch nichts mehr, seine „Hand vor“ die „Augen“ zu halten. Bd. 4, S. 160. Nur ganz kurz, auf Kuba, kann er seine ‚Heilung‘ indessen genießen und hat er geradezu „Wollust zu schauen“, freut er sich über „[v]ier Tage nichts als Schauen“. Bd. 4, S. 178,

Leben ‚preisenden‘<sup>60</sup> Mann wie auch die religiöse Konversion des Protagonisten in der *Family Reunion* strukturieren.

Neue Blickwinkel auf Frischs Texte der Fünfzigerjahre und ihre Konstruktion von ‚race‘ und ‚gender‘ sollen aber nicht bloß die Verbindungslinien ermöglichen, die sich von *Stiller* und *Homo faber* zu Eliots Dramen ziehen lassen. In weiteren intertextuell beziehungsweise intermedial ausgerichteten Lektüren geht die Arbeit auch den Parallelen nach zwischen Frischs Romanen und Texten oder Filmen zum Beispiel von D. H. Lawrence, Egon Erwin Kisch, Sergej Eisenstein oder John Huston. Diese Parallelen erlauben, neue Aspekte der Reisen durch Mittel- und Nordamerika auszuleuchten, die Frischs schweizerische, mit Beziehungsproblemen geschlagene Erzähler in *Stiller* und *Homo faber* unternehmen. Auch anhand dieser intertextuellen Bezüge lassen sich die beiden Romane daraufhin befragen, inwiefern der Wandel, den die beiden Protagonisten im Lauf ihrer Reisen durchmachen, ihre Betrachtungsweise ‚des Fremden‘, ihre Konstruktionen des ‚Eigenen‘ und ‚Anderen‘ ebenfalls betrifft und beeinflusst.

Teil des intertextuellen und interdiskursiven Geflechts, aus dem heraus Frischs Romane neu gelesen werden sollen, werden allerdings nicht nur Prätexte und Filme sein, die Frisch zur Entstehungszeit der Romane nachweislich kannte oder zumindest gekannt haben könnte. Aufschlussreich für eine Analyse der beiden Romane ist selbstverständlich auch ihre Rezeptionsgeschichte. Reflektierende, kritisierende oder parodistische Anspielungen auf Frischs Repräsentationen von ‚gender‘ und Ethnizität finden sich beispielsweise in Ingeborg Bachmanns Werk oder in Thomas Bernhards Erzählung *Ja* (1978), während Volker Schlöndorff in seiner *Homo faber*-Verfilmung von 1991 diese Repräsentationen auch, aber nicht nur den Medienbedingungen entsprechend vereindeutigte. Für die Wirkungsgeschichte dieser Repräsentationen sei hier schon ein erstes, weniger bekanntes Beispiel gegeben:

In seinem 1967 erschienenen Roman *Verwandlungskünste* bezieht sich Mario Szenessy wiederholt auf Frisch.<sup>61</sup> Das geht schon aus der Anlage des Romans hervor. Wie in *Stiller* hat man es auch hier mit einem fiktiven Autor

---

172. Vgl. Klaus Müller-Salget, Max Frisch. *Homo faber*, Stuttgart: Reclam, 2008 (Erläuterungen und Dokumente), S. 10.

60 Ebenfalls auf Kuba verkündet Faber: „Ich preise das Leben“. Bd. 4, S. 181.

61 Die Referenzen auf Frischs *Stiller* in *Verwandlungskünste* bemerkten bereits erste Rezensenten des Romans. Vgl. Marcel Reich-Ranicki, So phantasievoll wie sachlich. Mario Szenessys Roman *Verwandlungskünste*, in: Die Zeit, 24.

zu tun, der sein Leben in einzelne Hefte notiert. Seine Lebensgeschichte wird dabei genau wie Stillers eigene von märchenhaften Erzählungen oder protokollierten Berichten anderer Figuren unterbrochen. Immer wieder imaginiert der Erzähler zudem Geschichten, die er mit einem Kumpanen erlebt haben will, den er, wie Stiller sein Pseudo-Ich, ausgerechnet Jim nennt. Zusammen mit Jim entdeckt er sogar Tropfsteinhöhlen, wie Stiller es von diesem Pseudo-Ich, von James oder Jim White behauptet. In der Beschreibung dieses Erlebnisses finden sich weitere unüberlesbare, geradezu aufdringliche Verweise auf Frisch und seinen Roman.<sup>62</sup> Nachdem die beiden eine erste Vorhöhle entdeckt haben, heißt es:

*Frisch*, wiewohl mit *maximal* angespannten Nerven, gingen wir weiter, ich war schon ein bißchen müde und schlurfte manchmal am Boden, räusperte mich, um den Widerhall zu prüfen, Jim störten jedoch diese Geräusche, *Stiller!* Rief er mir des öfteren zu und blieb stehen, um seinerseits die *Stille* zu belauschen. –<sup>63</sup>

Die Referenzen auf Frischs Namen und seinen Romantitel sind in diesem Beispiel derart plakativ, dass sie die subtilere Imitation von Frischs Diktion und Interpunktion – insbesondere des Gedankenstrichs am Abschnittsende – vielleicht etwas in den Schatten stellen. Ein nuancierteres Profil gewinnt Szenessys Roman im Vergleich mit Frischs Vortext aber auch in puncto ‚gender‘. Seine Geschlechterfigurationen erhalten gerade durch ihren intertextuellen Bezug eine kritische Note. Denn eine der Frauenfiguren in *Verwandlungskünste* ist offensichtlich nach Stillers Ehefrau, Julika Stiller-Tschudy, modelliert, die in Frischs Roman wiederholt als Mädchen bezeichnet wird, sich gern als Page verkleidet, eine ungarische „Mama“ hatte und ein Schoßhündchen, Foxli, besitzt.<sup>64</sup> Szenessys Wiedergängerin hat ein

---

November 1967; Livia Z. Wittmann, Ironisches Erinnern, in: Der Monat 230 (1967), S. 73-76, hier S. 74f.

62 Ähnlich unüberlesbar sind die Verweise in *Verwandlungskünste* auf *Andorra* (1957). So erzählt ein Schriftsteller namens Andor in einem Restaurant die Geschichte „Wie ich ein Jude wurde“, während er ausgerechnet von einer Kellnerin namens Barblin bedient wird. Mario Szenessy, *Verwandlungskünste*, Frankfurt a. M.: Fischer, 1967, S. 60-65.

63 Szenessy, *Verwandlungskünste*, S. 165; im Original keine Hervorhebung.

64 Bd. 3, S. 430; vgl. S. 456. Vgl. im Übrigen ausführlich Kapitel II.1.